

Diktaturarmeen zu kämpfen hatte und noch vom Wetter unterstützt wurde, da die Grenze Finnlands bedeutend leichter zu verteidigen war als die manchen andern Kleinstaates? Hart vielleicht, aber unabweislich ist dieser Schluß. Wird er aber gezogen? Jedenfalls in der Öffentlichkeit nicht. Da wird freilich mit Recht festgestellt, daß die Kleinstaaten sich nicht auf Hilfe von außen verlassen dürften. Sie seien auf sich selber angewiesen, fährt man fort, und zieht den Schluß, daß nach Durchbrechung der vielgepriesenen Mannerheimlinie nun unsere einzige Hoffnung in der Errichtung einer ebenso zu preisenden Winkelried-, Guisan- oder Gottlieblinie liege. Nicht etwa in der Aufgabe der Isolation und im Zusammenschluß der Neutralen! Das nennt sich dann obendrein noch Realpolitik.

Welch ein Schauspiel: die neutralen Staaten schlottern vor Angst vor den Kriegführenden. Dabei haben sie (ohne Italien und Spanien), wie die «Schweizer Illustrierte Zeitung» im Bilde darstellt (unter dem Titel «Die Macht der Neutralen»), 10,4 Millionen Mann unter den Waffen, gegen je 7 Millionen der beiden Kriegsparteien!

Die bisherige politische Bilanz der Parteien steht bös zuungunsten der Alliierten. Polen, Estland, Lettland, Litauen, Finnland sind gefallen. Die Balkanstaaten denken, daß sie sich mit den Diktaturstaaten arrangieren müssen, weil auf die andern doch kein Verlaß sei. Italien läßt sich seine Neutralität bezahlen und profitiert davon, daß den andern die Hände gebunden sind. Und nun noch die Aussicht, daß sich Deutschland, Rußland und Italien miteinander verständigen. Das sind die bisherigen Erfolge eines Kampfes, von dem behauptet wird, er sei auch eine Verteidigung des Rechtes der Kleinstaaten. Das bisherige Resultat ist eine unzweifelhafte beträchtliche Mehrung des Einflusses der Diktaturen.

In Deutschland müssen die Glocken abgeliefert werden, damit daraus Kanonen gegossen werden können. Nicht nur auf die Butter, sondern auch auf die Kirchenglocken müssen die Deutschen zugunsten der Kanonen verzichten. Ein Vorgang von symbolischer Bedeutung.

Dafür meldet «Paris-soir», daß in der Siegfriedlinie 100 000 Rosenstöcke gepflanzt werden sollen. Es ist nicht einmal unwahrscheinlich.

Der Redaktor der «Schweizerischen Handelszeitung», Dr. Beck, ist von der Pressezensur des Armeestabes verwarnt worden, weil er u. a. schrieb: «Sollte die Schweiz in politische Verwicklungen geraten, dann dürfte dies bestimmt nicht zuletzt auch auf das Konto einiger maßgebender Presseorgane zu setzen sein.» «Bewußt oder unbewußt» unternähmen sie «alles das, was geeignet ist, uns an den Rand des Krieges zu führen» . . .

Unnötig, hier zu sagen, daß das eine erbärmliche Denkweise ist. Aber man erinnert sich dabei doch daran, daß derselbe Armeestab, als im Dezember die «Weltwoche» gemäßregelt wurde, dies folgendermaßen begründete:

«Im Kriege jedoch ist ein strengerer Maßstab anzulegen. Dabei ist die Frage, ob die erhobenen Be-

schuldigungen (gegen einen fremden Staat) objektiv richtig und begründet sind; vollkommen gleichgültig. Es kommt einzig darauf an, wie diese jenseits der Grenze aufgefaßt und empfunden werden, ob sie geeignet sind, unsere Beziehungen zum Auslande zu stören, wobei auf die erhöhte Empfindlichkeit von Volk und Regierung der kriegführenden Länder Rücksicht zu nehmen ist.»

Liegt das nicht ganz in der Linie der Behauptungen des Dr. Beck? Wir freuen uns aber, daß diese Linie nun so energisch verlassen wird.

GERBER.

Fragen eines Laien

Am Karfreitag hielt Herr Professor Dr. Karl Barth einen Radio-Vortrag über «Die Neuorientierung der protestantischen Theologie in den letzten drei Jahrzehnten». In der Radiozeitung erschien darüber zum voraus eine Orientierung, in welcher es u. a. heißt: «Der Vortrag richtet sich an alle die, denen es aufgefallen ist, daß die Sprache und Haltung von vielen älteren und jüngeren Pfarrern unserer reformierten Kirche auf der Kanzel, im Unterricht, in der Seelsorge und in der kirchlichen Presse eine andere geworden ist, als sie es noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit gewesen war. Manche freuen sich, manche ärgern sich darüber.»

Am Schlusse seines Vortrages, der wahrscheinlich stark beachtet worden ist, beantwortete Professor Barth mehrere Fragen und Einwände die offenbar an die Adresse der dialektischen Theologie gerichtet worden waren. Auch wir hätten Fragen auf dem Herzen. Professor Barth hat sie nicht berührt, selbstverständlich nur darum nicht, weil sie ihm gar nicht gestellt worden sind. Darum stellen wir sie hier noch nachträglich, denn das letzte Wort wird in dieser Sache noch lange nicht gesprochen werden.

Professor Barth betonte auch hier wieder, daß die neue Theologie eine Konzentration auf das Wort der Bibel, auf die richtige Auslegung der Schrift bedeute. Infolge dieser Konzentration gerieten verschiedene edle nichtkirchliche Geistesrichtungen, wie Sozialismus, Pazifismus und auch Humanismus, ganz zwangsläufig mehr an den Rand des theologischen Blickfeldes. Hingegen bleibe aber als eines der wichtigsten Anliegen dieser Theologie die Frage was eigentlich «Kirche» sei.

Hier setzen unsere Zweifel ein. Die Frohbotschaft vom Reiche Gottes bedeutet doch das Wichtigste am Evangelium. Warum spielt dann aber das Reich Gottes in der neuen Theologie eine beinahe nebensächliche Rolle? Wenn doch die neue Theologie viel zielbewußter als die alte sich auf die Schrift stützt? Professor Barth bemerkte in seinem Vortrage beiläufig, das Reich Gottes könne nicht von Menschen geschaffen werden. Ganz gewiß nicht! Immerhin ermahnt die Bibel: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.» Das heißt doch wohl, daß wir Menschen mit unseren Gedanken und Taten auf dieses kommende Reich irgendwie freundlich und empfänglich eingestellt sein müssen. Gott hat offenbar an das Kommen seines Reiches gewisse Voraussetzungen geknüpft. Wenn die Menschen für dieses kommende Reich weder Sinn noch Zeit noch Aufmerksamkeit übrig haben, weil sie anderweitig so stark engagiert sind, dann will es Gott gar nicht herein-

brechen lassen. Gott kann warten. Er wirft keine Perlen vor die Säue. Zunächst müssen die Menschen in ihrer Not nach dem Reiche schreien. Sie müssen als kluge Jungfrauen Vorbereitungen treffen. Sie müssen bereit und wach sein. Heißt das nun, wir wollten das Reich Gottes mit menschlichen Mitteln herbeischaffen, wenn wir sagen, die Menschen müßten die gewaltigen Hindernisse, die dem Reiche auf Erden entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen versuchen? Nein! Das heißt im Grunde nicht mehr als: «Macht hoch die Tür, die Tore weit!» Oder ist auch so viel schon nicht mehr erlaubt? Wäre auch dies nur verwerfliches menschliches Tun?

Es ist ganz klar, daß heute dem Kommen des Reiches die schwersten Hindernisse entgegenstehen. Wir sind für dasselbe nicht nur nicht empfänglich, wir bezeugen durch unser Tun und Lassen einen geradezu heidnischen Unglauben. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts glauben an Technik und Waffengewalt. Wir sind von diesem Glauben ganz besessen, fasziniert. Daher rührt z. B. auch die Ohnmacht des Völkerbundes. Wir können einfach nicht an eine Solidarität, an ein Zusammenleben der Völker glauben. Zwar hat sich uns dieser Weg des friedlichen Zusammenarbeitens durch den Gang der Weltgeschichte aufgedrängt. Aber wir konnten ihn nicht beschreiten, weil wir nicht an ihn glaubten. Er war uns zu uninteressant. Um so inbrünstiger glaubten wir, gleichsam als Glaubensersatz, an die Waffengewalt. Wir reden uns ein, es gebe in der bestimmten Situation nichts anderes mehr als die Waffengewalt, denn alle andern Lösungsmöglichkeiten ließen wir uns unausgenutzt entgehen.

Müßten nun heute nicht alle Christen, die es mit der Heiligen Schrift ernst nehmen, erklären: Nicht nur die furchtbaren Bluttaten, die heute an der Tagesordnung sind, verhindern ein Kommen des Reiches, sondern auch unser tief eingewurzelter Gewaltglaube bedeutet ein schwerstes Hindernis? Die neue Theologie liebt es allerdings nicht, die Gesetze des Reiches Gottes in Verbindung zu bringen mit den kollektiven Sünden unserer Zeit. Um so intensiver beschäftigt sie sich mit der Kirche.

Das ist wieder sehr merkwürdig. Es müßte durchaus nicht so sein. Das Evangelium befaßt sich beinahe gar nicht mit dieser Kirche. Die Kirche (oder Gemeinde) wird darin nur beiläufig erwähnt. Das Leben und Leiden Jesu trägt keine kirchlichen Züge im heutigen Sinne an sich. Jesus bewegte sich in der Weltlichkeit. Für die kirchlichen Instanzen seiner Zeit war es ein Aergernis, daß er schlechthin nicht einzureihen war in die ehrwürdigen kirchlichen Ordnungen, die es damals schon gab, wenn sie auch den unsrigen nicht völlig entsprachen, da sie jüdisch waren.

Aus solchen Gedankengängen heraus möchten wir an die neue Theologie die Frage richten: «Warum in aller Welt mißt sie dem Kirchlichen, das in den Evangelien doch nur beiläufig genannt wird, eine so überragende Bedeutung bei, während sie das kommende Reich Gottes, das doch im Mittelpunkt der Frohbotschaft steht, durch ihr starkes Betonen eines kirchlichen Christentums in den Hintergrund geraten läßt?» Einer neuen Theologie, die sich ihrer Bibelverbundenheit noch besonders rühmt, darf eine solche Frage doch wohl gestellt werden?

Wir wissen zwar, daß wir mit dieser Frage dem Vorwürfe der Nörgelei nicht entgehen. Wir sind einem

solchen Vorwürfe gegenüber wehrlos. Vielleicht könnte es aber sein, daß dies doch nicht Nörgelsucht wäre, sondern ehrliche Beunruhigung und Traurigkeit darüber, daß sich das Christentum der Gegenwart in die Kirchlichkeit zurückzieht, ähnlich, wie man in jüngster Zeit im Politischen sich in die Neutralität zurückzieht, wenn Gefahr im Anzuge ist.

Die Hoffnung auf das Reich Gottes vermag aber heute noch in einer müden Christenheit alte Quellen zum Fließen zu bringen. Wenn die groß angelegten Weltreiche am Zusammenstürzen sind, erscheint sie für Tausende von Verzweifelnden als ein helles Licht in großer Finsternis. Wo werden dann aber die wachenden Christen sein, die, ihre liebgewordenen Kirchen vergessend, nur noch nach dem Reiche mit seiner Gerechtigkeit trachten?

J. TSCHARNER.

Nationalrat Vallotton reist nach Albanien

pk. Wie wir dem französischen Blatt «La Verité» entnehmen, hat sich Nationalrat Vallotton — erst kürzlich aus Finnland zurückgekehrt — am Karfreitag nach Albanien begeben. Auf seiner Rückreise durch Frankreich gewährte er einem französischen Journalisten ein Interview, das in erfreulicher Offenheit Stellung nimmt zu dem vor einem Jahr am Karfreitag erfolgten Ueberfall auf Albanien. (Warum erst nach einem Jahr?) Nachdem Nationalrat Vallotton seinem Erstaunen über den raschen Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Ausdruck gegeben, die in vollem Aufstieg sich befindliche albanische Volkswirtschaft hervorgehoben und sich obend über die Friedlichkeit und den Fleiß des albanischen Volkes geäußert hatte, fügte der durch seine Finnland-Reise in jüngster Zeit noch mehr bekannte Nationalrat hinzu:

«Es scheint mir notwendig zu sein, die verschiedenen Gerüchte, die nach meiner Finnland-Reise entstanden sind, richtigzustellen. Die sozialdemokratische Presse glaubte erklären zu müssen, daß ich die Anwendung von Gewalt im zwischenstaatlichen Verkehr nur ablehne, wenn sich Rußland ihrer bedient, sie aber billige, sobald eine kapitalistische Großmacht mit kriegerischen Mitteln sich einen Kleinstaat einverleibe. Das ist natürlich nicht so. Wir Schweizer verurteilen aufs schärfste die Anwendung von Gewalt, ob sie nun im Norden oder Süden Europas Triumphe feiert. Ich betone, daß das gleiche von den Kriegen gegen Abessinien, Albanien und Spanien gilt! Ueber diese unsere entschiedene Stellungnahme gegen die Gewalt zwischen den Völkern sollen keine Zweifel bestehen. Möge das französische Volk von unserer heißen Friedensliebe Kenntnis nehmen.»

Der französische Journalist richtete hierauf an Nationalrat Vallotton die Frage, ob er während des Krieges gegen Spanien auch dieses Land besucht habe und welchen Eindruck er von den verheerenden Wirkungen des deutschen und italienischen Kriegsmaterials empfangen habe.

Nationalrat Vallotton:

«Leider hat der schweizerische Bundesrat es unterlassen, die Hilfe für Spanien in der Weise zu unterstützen, wie dies für Finnland geschah, obgleich es in Spanien viel größere Kriegsschäden gab und man dort nicht weniger als etwa 800 000 Tote zählte. (Genau das, was wir immer wieder erklärten. pk.) In der Tat mußte